

Vermögensverfall gewesen war. Er reiste ihn vor den drohenden Konur, inden er ihm 500 Pfund vorst. etc. Bemerkenswert ist auch die Erbfolge, die eine alte Frau, namens Rosa Huber, vor sich in Zürich in erließ. Als man ihre amtliche Güterkat, fand man d. s. von Aktien und Aktien vollgeleitet, so daß man kaum gehen konnte. Die Erklärung der aufgeschulften Schätze ergab folgendes Material: 348 Brote, 1103 Pflaster, 140 Würste, 177 Pfeifchen im Gewicht von 50 Kilogramm, 10 Srogramm Öl und dazwischen Kaffee, Pfeffer, Reis, Butter usw. in nicht en Quantitäten. Und ebenso reichlich wie mit Lebensmitteln hat er sich die alle mit Weltkugeln: Kinder verjagt. Man fand 219 Räder und Unteräder, 263 Jäder, 300 Paar Sandstühle, 170 Kopfkücher, 333 Hemden, 536 Strümpfe, 45 Paar Schuhe, 22 Hüte, 13 Pie einstrüme, 29 Bettbezüge, 60 Handtücher, 155 Tischlächer, usw. einen Baum in Sachen, die für die Ausstattung von einem Duzend Mädchen ausgeeicht hätte. Dazu kamen überdes noch 11 Säcke, angefüllt mit allerlei Tand, 10 Paar Scheren, 10 Brillen, 65 Taschen, Befer und Schüsseln, 26 Messer und Gabel, 68 Weidstücken und Apotheke-schachteln. Von anderen Kleinigkeiten ist gar nicht zu reden.

Der Katten der von Paris. Ganz Paris lacht in die'en Tagen über die Art, wie es einem Mann namens Gustres gelungen ist, die Abklärung des Magistrats für Beämpfung der Kattenempfehlung an der Nahe heranzuführen. Gu ist es hat auf einer ganzen Anzahl von Abklärungsentwürfen ganze Buntel mit Hunderten von Kattenentwürfen abgeleitet, die er mit 25 Centimes das Stück bezahlt kam. Er gab an, er habe eine neue Art von Katt gezeuht, welches die Katur, daß die Katten sich sofort verkaufen; außerdem könne er doch nicht Hunderte von Katten täglich an die Abklärungsstelle bringen. Man ließ sich an den gezeigten Kattenentwürfen genügen und zahlte ihm die Besorgung für den Gang aus. Eines Tages geschah es aber, daß die Kattenentwürfe in der Sonne liegen blieben, und als sie durch die Wärme zusammenkrumpften, ragte aus jedem ein Endchen Segelgarn. Bei näherer Untersuchung entdeckte man, daß sämtliche Schätze aus einer Einlage von Segelgarn bestanden, die mit Fett bezeugt war. Höchstens, das von Eruf Erleitet ist, steht nun unter der Anlage des Betrügers. Bei einer Hausung beschlagnahmte die Polizei nicht weniger als 7000 künstliche Kattenentwürfe.

Ein schwerer Rechtsfall. Herr August Müller nebst Familie wohnt in die Sommerfrische zu reisen und hing beiseiten an, ein Recht obdack zu suchen. Aber wehe — jeder Hauswirt schrie: Wir vermieten nur an Leute ohne Kinder! Da kam Herr Müller ein rettender Gedanke: „Jawohl,“ sagte er bei dem letzten Bauer im Dorfe, der ihn angelehnt der Familie ebenfalls abweisen wollte, „ich meine auch nicht für mich, sondern für einen Verwandten, der noch gar keine Frau und Kinder hat, aber gern seine Eltern und zwei Schwestern mitbringen möchte.“ Das war etwas anderes; die Sache war abgemacht. Bald danach richtete Herr Müller mit Frau und drei Kindern ins Zustulium ein. „Kann?“ — „Jawohl doch,“ sagte Herr Müller aus Berlin, hier, mein Vetter, zehn Jahre alt, das ist der Verwandte, für den ich mietete, wir sind bloß seine Eltern, und dies da sind seine zwei Schwestern. Frau und Kind hat mein Vetter noch nicht! Sie sehen, alles genau, wie vereinbart.“ Der Herr Müller hat sich schlau zu helfen gewußt. Was sagen nun aber die Herren Juristen zu diesem Rechtsfall? (Die Adressoliste.)

Literatur.

Der Name unter Kanakalen im unerforschten Innern von Neu-Guinea. Von Hermann Dehner, Hauptmann der deutschen Schutztruppe. Mit neun Abbildungen nach Handzeichnungen des Verfassers und reichem Buchschmuck im Stile der primitiven Papuanen. Verlag von August Hergel & Co. Berlin.

In eine ferne Welt voll Wunder und Rätsel führt uns das Buch des Hauptmanns Dehner, in die von keinem Weißen bisher betretene Insel Neu-Guinea. Von Eingeborenen erzählt es, die in solcher Abgeschlossenheit lebten, daß sie nicht einmal andere Eingeborenenkämme, geschweige denn weiße Menschen kannten. Von „Menschenfressern“ berichtet es, deren Kultur- und Neugieranschauungen geradezu Aberwitzig wirkten. Viele Rätsel der Wildnis, die

selt fangen die weite Welt beschäftigt hat, bringt es zu ungeahnter Klärung; es berichtigt eine Reihe von geographischen Irrtümern und zwingt uns, unsere Vorstellungen von jenen fremden Gegenden gründlich zu ändern. Mit einem Worte: Es ist eine Fundgrube für jeden, der in irgendeiner Weise der Insel Neu-Guinea Interesse entgegenbringt. Wohl begann Dehners Forscherarbeit in Neu-Guinea mit einer amtlichen, gut ausgerüsteten Expedition, die ihn weit in die unbekanntesten Grenzgebieten zwischen dem britischen und deutschen Teil der Insel führte, aber der Kriegsausbruch riß ihn mitten aus seiner erfolgreichen Arbeit heraus und zwang ihn, da er sich den Australiern nicht ergeben wollte, zu einem Robinson-Dasein in der Wildnis. Von Vaterlandsliebe gedrängt, suchte er von jenem Zufluchtsort aus auf eigene Faust die neutrale Grenze zu erreichen und den Heimweg nach Deutschland zu finden. Zwar mußten alle Unternehmungen an den Mängeln der Ausrüstung scheitern, aber dem Forscher brachten die vergeblichen Durchbruchversuche reichen Gewinn; denn in die vier Jahren unruhigen Wanderns und unermüdlicher Kolonisationsarbeit erschloß sich ihm die Seele des fremden Landes und seiner Bewohner. Darum sind Dehners Schilderungen so unmittelbar und packend. Nicht ist theoretische Weisheit, alles ist blutvolles Erleben.

Rezepte und Anfertigungsart. Von Carl Ludwig Schleich. Vorträge, gehalten an der Festung-Hochschule zu Berlin. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

C. L. Schleich gehört zu den eigenartigsten und ausgeprägtesten Gelehrtenpersönlichkeiten unserer Tage. In ihm vereinen sich der Tatforschersinn und der Forschertrieb des Fachgelehrten mit der Abstraktionsfähigkeit des philosophischen Denkers und der formenden Phantasie des Künstlers. Dem Philosophen wuchsen sichgebende Erkenntnisse aus den Erfahrungen des praktischen Mediziners zu, und das mikroskopisch Feingebild, das unfaßbar Abstrakte wurde zu anschaulichen Bildern und plastischen Gestalten vor dem Auge des Dichters. Dieser Mannigfaltigkeit der Anlagen, die durch die strenge wissenschaftliche Schulung und die Disziplin der ärztlichen Praxis vor dem Herhalten und Scherzplättern bewahrt blieb, verdanken wir es, daß Schleich seine oft so völliig neuartigen und darum zunächst auch fremdartigen Anschauungen über das Wesen des Bewußtseins, des Ichs, der Seele usw. so überzeugend klar zum Ausdruck bringen konnte und damit, über die Kreise der Wissenschaft hinaus, die allgemeine Bildung unserer Tage um neue Einsichten und Werte bereichert hat. Alles Wesentliche seiner wissenschaftlichen Forschungsergebnisse und philosophischen Erkenntnisse ist nun in den sechs Vorträgen zusammengestellt, die in dem vorliegenden Band vereinigt sind.

Helene Wölskel, Cassia Kalkfe. Novellen. Nr. 219 der Cottaschen Handbibliothek. Verlag J. G. Cotta, Stuttgart. Mit einer farbenprächtigen, oftmals viktorianisch-dramatischen Buchtitel wird hier die Geschichte eines böhmisches Hoiszeichen geteilt, der, vom Schicksal in ein abenteuerliches Leben gestürzt, ungeschuldig schuldig wird und seine Erkenntnis vom tragischen Sinn alles Daseins mit schmerzlicher Bitterkeit weisheitlich beilegt.

Gegen Babel, „Um einen Thron.“ Roman. Verlag: J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart und Berlin 1920.

Keine Geringere als Kaiserin Katharina II. von Rußland ist die weibliche Hauptfigur dieses Romans. Er spielt also in Hofkreisen und wird deshalb von allen denen besonders gern gelesen werden, die für den Nimbus der dort einstmalig in Geltung gewesenen Lebensformen Interesse haben. In der Tat eröffnet Babel seinen Anhängern hier einen ziemlich tiefen Einblick in die Eigenart jener Zeit mit vielen Einzelheiten, selbst in bezug auf die Kleidung und die Tafelstuden der Kaiserin, ohne dabei ihr Liebesbedürftiges Herz zu kurz kommen zu lassen. Die flotte Schreibweise unterstützt die Anschaulichkeit der Schilderung wesentlich, so daß „Um einen Thron“ seinen Weg machen wird. Dr. K. B.

Georg Meier, Das Götterlein der sieben Ausreißer. Erzählung. Nr. 221 der Cottaschen Handbibliothek. Verlag J. G. Cotta, Stuttgart.

In allen Seelen, in denen noch die Flamme des Vaterlandsliebe glüht, wird die sehr schöne Hymne des leidenschaftlichen Patriotens Meier Begeisterung und stärkendes Erhebung wahrufen.

Zu beziehen durch die Gr. Ulrichstraße 62, Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Fernruf 1520 u. 1630.

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 238

Freitag, den 22. Oktober

1920

Phinele.

Roman von Ludwig Rothmann.

39 Fortsetzung.

Kapitel 10.

In Wien ging es nicht gut. Phinele hatte gleich nach dem Fest an Waffel Petrowitsch geschrieben, wie die Mutter ihr geraten hatte: Sie könne in dem Konzert nicht spielen. Es ründer ihrer Mitwirkung so viele Leute entgegen, daß sie wohl oder übel davon absehen mußte.

Die Antwort Waffels kam sofort: Sie habe sich zur Mitwirkung verpflichtet und es solle ihn gar nicht ein, sie freizugehen. Es sei auch schon alles geordnet und eine Abgabe bringe ihn der Reini so gegenüber in die Schweiz. Verlegenheit. Phinele zögerte Franz den Brief.

„Was soll ich denn nun tun?“ „Nichts. Du hast Dich doch auch gar nicht verpflichtet.“ „Das weiß ich doch nicht,“ sagte sie unglücklich. „Ich bin sehr froh gewesen, das alles, als es davon sprach. Einmal haben wir ich gewiß.“

„Nun, und wenn schon! Ich selbst geht die Sache doch gar nichts an, und ich bin überzeugt, der Reini so ist an deiner Mitwirkung nichts gelegen — sie tennt Dich doch gar nicht. Es ist am besten, ich lade sie auf und spreche mit ihr.“ Phinele war glückselig über den Ausweg, und sie gab ihm einen Kuß.

„Dabei! Ich bezweifle gar nicht, wie ich ohne Dich so lange hab' leben können!“ Bei der Reini so eiferte Franz zu seiner großen Anerkennung, daß sie selbst an dem Konzert gar kein Interesse habe. Das Konzert von Marie Waffel Petrowitsch und zwar sollten, mit Ausnahme irgend einer Salonnummer, nur seine eigenen Kompositionen zu Gehör gebracht werden. Am dem Landsmann gelehrt zu sein und ihn zu helfen, habe sie sich bereit erklärt, ein paar Worte zu sagen — natürlich ohne Honorar, denn Waffel sei auf den Uebertrag angewiesen. Er selbst wolle am Platz mit, und sie finde es begreiflich, daß er verjage, auch die Geige ohne Honorar zu bekommen.

Phinele sah das und schweigend da, während Franz von dieser Unternehmung leide. „Dann muß ich also spielen,“ sagte sie ruhig. „Du mußt —?“ Das verstand er nicht. „Warum mußt Du?“ Er hat Dich doch gelächelt —

„Gewiß, aber wenn ich gewußt hätte, daß er mich für sein eigenes Konzert haben wollte, dann würde ich doch erst recht zugefagt haben. Er soll mir auch nichts vorwerfen können — gerade jetzt nicht, nachdem ich mit ihm fertig bin.“ „Aber das ist doch Torheit! Ein letzter Versuch, Dich auszuweichen, nichts we. Vermutlich erwartet er gar nicht, daß Du spielen wirst. Wenn wir ihn eine Abfindung schicken — er wär's gewiß zuvörderst und hätte schnell einen Erlaß zur Hand. Es gibt ja so viele, die nur auf eine Gelegenheit zum Ausstreuen warten.“

„Wirklich? Aber ich kann's doch nicht ändern. Wenn er mich nicht freigeht, will, muß ich spielen.“ Dabei blieb sie. „Dann will ich hingehen und mit ihm selbst sprechen.“ „Du das, wenn Du willst. Aber wenn er weiß, daß wir beide uns lieb haben, dann gibt er mich nicht frei.“ „Ich werd' es ihm gewiß nicht sagen.“

Franz ging zunächst zur Emil. Bieleleicht war sie bereit, für Phinele einzutreten, und dann war zu hoffen, daß Waffel den glänglichen Erlaß gerne annehmen werde. Emil schüttelte sich bei den Gedanken, zusammen mit Waffel auf der Bühne zu stehen und seine Sachen zu spielen. Aber wenn Waffel eine Stunde war, dann wollte sie um Phineles willen doch das Op er bringen.

Aber Waffel lehnte rund heraus ab. Er wußte, wie es um Phinele und Franz stand, und der Kerger fraß an ihm. O ja, er wußte ganz gut, daß er Fräulein Leitenberger nicht zwingen könne. Wollte sie wortbrüchig werden, dann müsse er sich's gefallen lassen. Aber wie er sie tennte, hatte er für eines Wortbrüdes nicht sch. Und die Unterredung? Wenn er die haben wollte, dann konnte er sie ja selbst bitten, und sie werde schon nicht ablehnen. Aber er wolle nicht. Außerdem: Er habe da ein paar ganz dumme Sachen, die gerade in Phineles rührend künftiger Auffassung wirken müßten. Eigentlich sei es die Sachen Phinele auf den Leib geschrieen und sie in die offener er ihn nicht mehr, wenn nicht Phinele sie zum ersten Male spiele.

Dagegen war nun nichts mehr zu tun. Es blieb nur noch ein rantes Mein übrig, und es war weder nicht anzunehmen, daß Phinele sich dazu entschließen werde. Bieleleicht aber verteilte Franz Gerlinde die Mitwirkung, wenn sie wußte, wie die Dinge standen. Franz ging so'ort nach Hause, um an Frau Gerlinde zu schreiben. Er war voll Hoffnung, denn es schien ihm ganz unmöglich, daß Frau Gerlinde nichts sollte eingewilligt haben. Als er am Nachmittag zu Waffels kam, fand Phinele am Pult, auf dem ein paar Manuskripte lagen, und spielte. Sie war blaß, aber auf ihrem Gesicht lag ein entschlossener Zug. „Was spielt Du da?“ „Petrowitsch hat mir die Manuskripte geschickt, die ich spielen soll.“ „Also Du wirst wirklich?“ „Ich muß. Alles, was er schreibt.“

Und Franz las: Er, Waffel, könne nicht glauben, daß Phinele wortbrüchig werden wolle, und darum erlaube er sich, die Manuskripte zu schicken, damit sie durchgenommen werden könnten. Die Sachen sollen nicht aus dem Gedächtnis gespielt werden und Schwereigkeiten böten sie kaum, zumal sie alle eigentlich auf ihre Eigenart zugeschnitten seien und nur in ihrer Auffassung Wert hätten. Ein paarmal durchspielen — das sei genug. Umso eher Zeit bleibe dann für den Mendelssohn, auf dem er allerdings bestehen müsse. Er bitte sie, anzugehen, wenn die Probe für das Mendelssohn-Konzert ihr angenehm seien.“ „Der Bump! Wie er Dich fördern will!“ Phinele ließ müde die Geige sinken und ein weher Zug huschte um ihren Mund. „Vielter, nun laß schon. Es ist ein Titel in mir, der meine ganze Kraft nützlich macht. Also quid' mich nicht mehr und gib Dich zurüden. Ich hab's gewollt, und wenn ich nun alles überdenke — ich hab's auch re'dent. Es ist wie eine Sühne, die mich aus allen Irreirümern lösen soll.“ Franz nahm sie gerührt in die Arme und küßte sie. „Meine Phinele! Mein Liebling!“ Sie bot ihm die kalten Lippen zum Kuß, aber dann plötzlich schmeigte sie sich erschauend an ihn: Wenn ich nur nicht mit ihm zusammenspielen müßte! Das ist das Schreckliche!“ So tat Franz auch das Beste: er bot Waffel an, er wolle das Mendelssohnkonzert leig'len. Waffel sei ja, wie er selbst zugebe, kein guter Musikspieler und es könnte ihm doch un-



möglich daran liegen, schloß abzusprechen. Wenn er seine eigenen Kopfschmerzen leidet, so ist das genug.

Auch das letzte Wajill grüßend an. Er werde sich doch nicht vor dem höchsten Heiligschuh fürchten — soviel Kräfte er noch immer zusammen. Er werde sich auch auf die gemeinsamen Proteste mit Phinee.

Nun brach der Born aus Franz hervor, aber Wajill entwarfne ihn durch schmerzliche Worte.

„Wilt Du nun sterben?“ fragte er erdlich gelassen. „Dann bitte — dort ist die Tür. Sei ruhig, daß ich Dich nur komisch finde. Wenn ich mich ärgere, bin ich gefährlicher als Du.“

Auch Phinee hatte die Wut: er trat sie aus, schüttelte und Franz war nun überbracht, als er die Antwort las: „Sei wohl gegen das Konzert gehen, schreie Frau Gerlinde, so lange Phinee von den Rufen nicht innerlich gelockt gewesen sei und so lange sie nicht alle die Gründe kennen habe, die Phinee nun an ihre. Nun müsse sie jetzt bedauern, daß Phinee sich in die unerfreuliche Lage gebracht habe, aber wenn der Rufe sie in Folge als blind ansetzen wollte, so müsse sie wohl oder nieht sich wehren.“

Dann war's also entschieden und Franz mußte sich beugen.

Frau Gerlinde hatte aber auch an Heidenreich und an Welsbach gedacht. An Heidenreich die Bitte, er solle in der Mitwirkung Phinee's seine Aufzeichnung sehen. Sie erklärte die englische Zustimmung Phinee's aus der trant-halten Erreuzung, in der das Mädchen sich damals befand, und die er ja selbst geuzen seinen geleitet hat. Es sei wohl auch hülfen für Phinee, wenn sie nun auch die Folgen aus-solten müsse. Dann sprach sie davon, daß es ihren Wünschen nicht entspreche, wenn Phinee sich in das Kunst erium hinein-treiben lasse, und sie habe da ihr, daß es am besten sei, wenn Phinee das Studium aufgibt.

An Welsbach schrieb sie Chulich, nur Klang da die mütterliche Beforgnis offen durch. Sie gestand, daß ihr der Gedanke an den möglichen Wajill er'oig gekommen sei, und daß sie sich geirrt habe, so man Phinee's den ausziehen dürfe. Sie halte nun da er, daß man den Wajill's nicht furchtet solle; als Mittel sei er zu gut gemalt, aber er werte, was sie hoffe, auch hülfen sein. Nur bitte sie Frau Marie dem Mädchen in den schweren Tagen bis zu dem Konzert mit besondrer Güte zur Seite zu stehen. Zum Konzert komme sie dann selbst nach Wien, um für alle Fälle zur Hand zu sein.

Vom Brief an Heidenreich erfuhr Franz nichts. Den Brief an Welsbach aber las er, und wenn er Frau Gerlinde auch recht geben mußte, so traupte sie sich ihm das Herz doch in wehen Mitleid zusammen, wenn er die Möglichkeit an sich aus-malte, mit einem Frau Gerlinde zu rechnen schien.

Es waren nun noch vierzehn Tage bis zum Konzert. Jeder Tag brachte seine leontene Qual und seine Arbeitsfälle, die über Phinee's Kräfte ging. Sie übte täglich bis zur Erschöpfung und wurde dabei immer unfrüher und nödrer. Welsbach suchte ihr zu helfen. Er nahm das Konzert und vor allem das Finale am Flügel mit ihr durch, und seine Behandlung des Alcarier's half Phinee's leicht über alle Schwierigkeiten fort. Anderen Tags aber in den Proben, war Wajill alles wieder um, er verlangte eine ganz andere Aufsjung und sie kamen nie zusammen und gar nicht vorwärts. Als der Konzerttag heran kam, war Phinee's unfrüher als im Anfang und sie war dazu auch am Ende ihrer Kräfte.

Am Morgen hatte sie einen letzten Schmachtsanfall, und Frau Marie ließ den Arzt holen. Der war schnell verständigt worden. Er weiltete gewaltig über die Unvernunft, mit der Phinee ihre Kräfte mißbrauchte, und dann verlor er ihr ent-schieden, am Abend zu sterben.

Phinee lag ihm mit einem müden, resignierten Blicke an. „Sie meinen es gut, Herr Doktor, und ich glaube, Sie haben auch recht. Aber es nicht Ihnen doch nichts — ich muß spielen und ich werde sterben. Es gibt ein Wort unter Künstlern: „Nach Reime ist alles vorüber.“ Das muß ich nun auch wissen. Auch dieser Abend wird vorübergehen. Dann will ich mich freuen, frei zu sein, und dann will ich gern auch alles tun, was Sie wollen.“

(Schluß folgt.)

Der Schwan.

Von
Gud. Fritsch.

(Nachdruck verboten.)

Es flog einmal ein Schwan, einer von jenen, welche die Menschen „milde Schwäne“ nennen, nach dem Süden; nach einer grünen, meerumrauten Insel, wo er den Winter zubachte, während in seiner nördlichen Heimat die Schneefälle wütheten. Hier lebte er ungestört; nie kamen Menschen auf das kleine grüne Eiland.

Als der Schwan landete, sah er zu seinem Erstaunen eine Gans am Ufer stehen.

Die Gans, welche noch niemals einen Schwan gesehen hatte, hielt ihn für einen Hresgötlichen und begrüßte sein Nahen mit freudigem Geschrei.

Aber der Schwan ging in das Gebüsch und schlief ein, ohne sich um die Gans zu bekümmern.

Am nächsten Morgen betrachtete er den Eindringling. Er musterte ihn genau; es war wirklich eine ganz prächtige, gut ausgefüllte Gans mit allen Vorzügen ihres Geschlechtes. Sie sagte nicht, woher sie gekommen war, sie dat nicht um die Erlaubnis zu bleiben, sondern fand es selbstverständlich, daß beide die Insel teilten.

Der Schwan bildete sich schweigend in seinem Reich. Die Gans verachtete ein freundliches und liebenswürdiges Gespräch anzunehmen. Der Schwan aber schloß und sah sie kaum an. „Er ist wohl nicht an Umgang gewöhnt“, dachte sie. „Der Armet ist nur ein gutes Wesen, wenn ich ihn ein wenig erziele.“ Und sie redete weiter und weiter in ihn hinein und sprach ihn dabei immer als Gänserich an.

Das verdroß aber den Schwan endlich so sehr, daß er sagte: „Meine liebe Gans, ich bin ein Schwan und der Herrscher die's Eilandes, aber nicht deinesgleichen.“ Das begriff die Gans nicht. „Du bist doch ein Gänserich, ein großer, schöner Gänserich! Ich finde es gar nicht weis, daß du dich durchaus für etwas Besseres ausgeben willst. Woher kommt du denn eigentlich?“

Der Schwan wollte erst nicht antworten, aber als ihn die Gans beständig mit Fragen quälte, hand er ihr Rede. Er erzählte ihr von seinem Nest im Norden, von dem braunen Buchenwald, von dem grünen Meer und der liebenden Bräutigam der Insel, von seiner Sehnsucht nach dem Süden, die ihn im Herbst so mächtig ergreife, daß er alles verlassen und nach dieser schönen Insel-geheimnisse, wo er stets, einem dunklen Drang folgend, sein altes Nest finde.

Und auch die Gans erzählte. Wie schön sie hier mit einem anderen leben würden, wie sie sich freue, daß endlich Gesellschaft da sei, wie fest die Wälder auf der Insel dieses Jahr geraten wären und wie leicht die kleinen Kauquappen durch den Schlund schlüpfen. Aber mitten in ihrem Gespräch steckte der Schwan den Kopf unter den Flügel und schlief ein.

Das kränkte die Gans sehr. Nicht einmal anhören wollte er sie, deren Worten in dem Bauerhause, wo sie ihre Jugend zugebracht, doch alles gekannt hatte, sogar der große Hahn auf dem Wajillstand! Und sie weinte, so bitterlich, wie nur eine Gans weinen kann!

Als der Morgen graute, erachte der Schwan. Er ließ einen kurzen, durchdringenden Schrei aus, entfaltete die Flügel und hob sich in die Luft, der Sonne entgegen, die durch den Nebel des Meeres emporkam. Die Gans, die sich insiglichen getrübet hatte, konnte nicht begreifen, wo der Schwan geblieben war. Sie hatte schon die ganze Insel schattend durchsucht, da sah sie ihn plötzlich eben in der Luft seine großen, ruhigen Kräfte zeigen.

„Wie gefährlich“, dachte sie. „Wenn er jetzt herunter-fällt! Es ist so prächtig, wie er da oben schwebt; so einen schönen Gänserich habe ich noch nicht gesehen!“ Wie er den Hals biegt und die großen Flügel ausbreitet! Aber so aufregend ist dieses fliegende Spiel, wenn es nicht bei mir, der Gans; ich bin ihm doch so gut. Will er vielleicht, daß ich ihn nachfliegen laß?“

Und die Gans streckte den Hals und startete mit ihren kurzen Flügeln, aber als sie sich in die Luft heben wollte, fiel sie schwer auf den Boden. Und die Flügel und der Hals ihres Gefährten gefielen ihr nicht mehr.

Es wurde wärmer und wärmer. Große fremde Blumen öffneten ihre Kelche und gossen betäubende Düfte aus. Im Norden mußte es schon Frühling sein. Oft sah der Schwan hoch in den Wäldern große Scharen von Wandervögeln ziehen.

In einer schwülen Nacht träumte er einmal von seiner Heimat ihm war, als schwebte er über der See, wo sein Nest lag, der Sturm brauste lauwarmer vom Süden her, das Eis auf dem Reich brach in zackigen Schollen auseinander, aus schmelzendem Schnee hoben sich die Schneeglöckchen an, aus schmelzendem Schnee hoben sich die Schneeglöckchen, ein warmer Regen fiel vom Himmel, große, schwere Tropfen trafen den Schwan, der träumend die Flügel ausbreitete. Da wachte er plötzlich auf. Der Himmel hatte sich schwarz umzogen, ein heftiges Gewitter tobte, die Blitze schlugen ins Meer, von der nahen Küste leuchtete Feuer-schleusen. Der Schwan ging zum Strande und betrachtete ruhig das große Schauspiel.

Pflichtig hand die Gans zitternd neben ihm. „Ach, du, ich fürchte mich so sehr vor dem Wetter! Höre, wie es donnert, wie die See wilden Wellen wirrt! Mir ist kalt — ich muß warm werden bei dir!“

Der Schwan wurde mitleidig. Er nahm die Gans unter seine Flügel, streckte ihr die Oberseite mit dem Schnabel und sprach ihr Mut zu. Und sie blühte ihn dankbar an.

Und dann . . . und dann . . . armer Schwan!

Das Gewitter besorg sich. Aber der Schwan und die Gans saßen noch immer beisammen.

„Warum ist dein Hals so viel länger als der meine? Und warum hast du jauch große, häßliche Schwungfedern?“

„Ohne sie kann ich ja nicht fliegen, kann niemals meine Heimat erreichen.“

„Wo du willst fort von mir? Und auf immer?“

„Ich muß. Meine Sehnsucht zieht mich nach dem Norden. Gähst du, wie der Wind vom Süden kommt? Nun steige ich empor, und meine Flügel tragen mich weiter, immer weiter!“

„Das sollst du nicht!“ schrie die Gans wild auf. „Hier muß du bleiben, bei mir . . .“ Und sie warf sich auf den Schwan und riß ihm in finsternen Wut mit ihrem starken Schnabel die großen Schwungfedern aus. Dann sank sie ermattet, Berge und Ebene lagen zu ihren Füßen und der Himmel, es war unmöglich, auf dem Wasser dahin zu gelangen. . . .

Da schwamm er zu einer kleinen Bucht am Ufer, wo eine Welle ihre Zweige ins Wasser hängen ließ. Er streckte mit dem Schnabel die Blätter des bestmöglichen Baumes. Dann blühte er sich die großen Ähren vorne auf der Brust auf und sah, wie sein Blut ins Meer strömte. Die gestandenen Flügel weit ausgebreitet, den Hals lang hingestreckt, lag er tot auf dem blauen Wasser.

Und der Wind wehte noch immer aus dem Süden.

Was die Leute verlegen.

Von den Erzählungen eines Handwebers.

„Es würden sicher sehr erstaunt sein, wenn Sie alle die merkwürdigen Dinge sehen würden, die die Leute bei mir verstanden“, sagte ein Londoner Handweber einem Besucher, der auf die Idee gekommen war, ihn hierüber zu interviewen. „So kam gelieren ein junger Mann mit einem Paket her, das in dieses, braunes Papier gewickelt war. Als er es ausgepackt hatte, zeigte es sich, daß es eine Schüssel und eine Anzahl Messingknöpfe enthielt. Der junge Mann forderte Medizin, und da er in Geldverlegenheit gekommen war, so kam er auf den Gedanken, Schüssel und Webeine zu verkaufen, damit er wenigstens einen Teil seiner Miete bezahlen könne. Diese Sorte Händler ist keineswegs ungewöhnlich; zuweilen habe ich eine ganze Menge davon.“

In einem anderen Fall erhielt ich den Besuch eines Herrn, der sehr bedrückt und niedergeschlagen ausfiel. Ohne ein Wort zu sagen, steckte er die Hand in den Mund und nahm sein Gebiß heraus, das er auf den Tisch legte. Als ich ihm einen Betrag für sein Rauberzeug gegeben hatte, bekam ich nach einer stilligen Rührung den Eindruck, daß das Geld bald in stilligen Waren umgesetzt werden würde.

Zu ganzen hat ich ein großes Lager künstlicher Glieder, daß ich sie wohl zu einem vollständigen Menschen zusammen-setzen könnte. Ich habe nicht nur eine große Auswahl künstlicher Arme, Beine und anderer Obertheile in Vorbereitung.

sondern auch Weibliche und Perücken in Massen. Es gehört auch nicht zu den Seltenheiten, daß jemand herintrommt, soort den Kopf auszulegen, seinen künstlichen Arm auszuhaften und mir hinterlegt. Als das das erstmalig geschah, schien es mir unheimlich, aber man gewöhnt sich ja mit der Zeit an so Vieles. Einmal kam einer meiner künftigen Kunden in Begleitung eines Mannes, der einen Sarg auf einem Karren zog. Der Sarg war für ihn selbst gemacht.

„Ich glaube nicht, daß ich vorläufig Verwendung dafür habe“, sagte er. „Und deshalb wollte ich Sie fragen, ob Sie mir so viel wie möglich darauf leihen wollen, da ich augenblicklich sehr in der Klemme bin.“

Ein paar Monate später holte er richtig seinen Sarg zurück.

Wenn ich Ihnen die Schmalstücke zeigte, die vornehme Damen ab und zu bei mir verkaufen, würden Sie sich nicht wenig wundern. Diese Damen nennen jedoch nur ungern ihren richtigen Namen. Sie geben stets ihren Schmuß mit der gewöhnlichen Begründung her, daß sie Schanden gemacht hätte, aber nicht wagen, es ihrem Mann zu sagen und deshalb müßten sie nun verkaufen, aus der Klemme zu kommen, indem sie ihre Nummern verkaufen. In den meisten Fällen läßt sie sie für rechtzeitig wieder ein. Sie sollten nur wissen, wieviel Geschäften, sonstige und tragliche, ich von meinen vornehmen Kunden erzählen könnte! Aber es könnte leicht Anlaß zu schweren Verwundungen in Ihren Familien geben, wenn ich ein Wort darüber sagte.

In den letzten Jahren ist es üblich geworden, daß vermögende Familien ihr Silber verkaufen, wenn sie ver-zehren. Das tun sie aus schließlich, um es vor Diebstahl zu schützen. Eigentlich haben sie auch gewisse Vorteile von diesem Verfahren. Wenn sie wissen, daß sie ihr Silber jeden Augenblick zurück erhalten können, so beachten sie gern die unbedeutende Summe, die sie sofort, es den Sommer über gut aufgehoben zu wissen. Im Winter werden stets so viele Kläder bei mir verkauft, daß sie sehr wohl hinreichend würden, ein Fahrrad-Geschäft aufzumachen, aber die meisten werden doch zum Frühjahr wieder eingekauft. Sie können sich auch keine Vorstellung davon machen, was für ein großes Weisenlager ich in meinem Keller liegen habe, vom an-druschloischen Rotwein bis zum Sekt und dem ältesten Portwein. Viele greifen nämlich in ihrer Verlegenheit zum Weineller, wenn sie gar nichts anderes mehr zu verkaufen haben. Manchmal wird man auch mit dem Wein be-trogen. Es kann sehr wohl geschehen, daß es ein junger leichter Wein ist, der in älteren Flaschen mit Etiketten gefüllt ist, die alte Jahresschriften tragen. Außerdem habe ich einen deckt — leider zu spät — daß manche Flaschen bloß gefärbtes Wasser enthalten.

Ganz ungläublich klingt es, daß jemand Bonnoten von größerem Wert verkauft; aber auch das kommt vor. Gerade jetzt habe ich einen Dauerfaden, der regelmäßig jedes Vierteljahr ein größeres Bündel Noten bei mir verkauft aber eben so regelmäßig holt er sich jede Woche eine Note wieder. Wenn er alle zurückverkauft hat, kommt er am nächsten Tag mit einem neuen Bündel Noten und verkauft sie. Dieser Mann hat mit einmal anvertraut, warum er sich so fonderbar benimmt. Er kann mit seinem Gelde nicht haushalten, und deshalb macht er mich zu seinem Bankier. Auf die Art erreicht er es, daß sein Geld das ganze Viertel-jahr reicht. Wenn er es aber selbst bezieht, wäre es binnen acht Tagen alle.“

Bunte Zeitung.

Reiseleiter. Die Fälle von Bettlern, die ihr Leben in bitterer Armut verbringen und nach ihrem Tode bedenkliche Reichthümer hinterlassen, bilden eine ständige Kuriosität in den Tageszeitungen. So wurde vor einigen Jahren in Paris auf der Straße ein gewisser Herr B. in der Höhe von fünfzig Jahren verstorben. Er hatte 69 Jahre seines Lebens vom Betteln gelebt. Unter den Papieren in seiner armen-seligen Befahrung entdeckte man 150 000 Franken in Kassenscheinen, und unter der Diele 300 000 Franken in Wert-papieren aller Art. Im Laufe der Untersuchung stellte sich weiter-hin heraus, daß B. ein Zeitler über 300 000 Francs nach dem Bekannntwerden des Todes des Bettlers von einer in der Nähe wohnenden Wajillfrau gestohlen worden waren. Eigen-artig und charakteristisch ist ferner der Fall eines Londoner Bettlers, dem ein Kaufmann jeden Tag ein Almosen in 1 Penny zu geben pflegte. Als der gütige Gekker eines Tages nicht mehr erschien, erwarb der Bettler, daß sein Wohlthäter in

